

Werk

Titel: Die Sonette von William Shakespeare, übertragen von Alexander Neidhardt ; Shakesp...

Autor: Meyerfeld, Max

Ort: Berlin

Jahr: 1904

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0040|log77

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Aber brauchen wir denn noch ein solches Buch, haben wir nicht die reizenden Tales von Charles und Mary Lamb? Diese Frage ist teilweise berechtigt und doch möchte ich das neue Buch dem älteren vorziehen und zwar hauptsächlich deshalb, weil Shakespeare in ihm selbst zu Worte kommt. In wirklich genialer Weise hat es die Verfasserin verstanden, ihre Prosaerzählungen in den geeigneten Momenten mit den wirksamsten Versen Shakespeares zu verschmelzen und so die jungen Leute anzulocken, später die noch nähere Bekanntschaft des großen Dichters zu suchen. Hierdurch ist auch glücklicherweise die Ungeschicklichkeit des älteren Buches vermieden, fortwährend die Reden mit «said he, said she» einleiten zu müssen, wengleich dadurch andererseits einige veraltete Ausdrücke aufgenommen werden mußten, die aber am Fuße der Seite erklärt sind. Auch finden sich am Schlusse des Buches mythologische und klassische Beziehungen erläutert.

Den Inhalt der Dramen gibt L. G. Hufford, ohne Nebenhandlungen oder Episoden einzuflechten, sonst aber korrekt wieder, man kann nicht bei ihr Ungenauigkeiten finden wie z. B. im älteren Buch im Sommernachts Traum, wo Oberon selbst den Zettel verwandelt.

Die Aufmerksamkeit ihrer Leser fesselt die Verfasserin sofort dadurch, daß sie an den Anfang ihrer Geschichten eine packende Szene stellt, wie z. B. die Aussetzung der Perdita im «Wintermärchen» oder den Ringkampf in «Wie es euch gefällt» und dann erst den übrigen Teil der Erzählung nachholt.

Als einen Vorzug des Werkes möchte ich noch betrachten, daß fünf Stücke, die Lamb behandelte, nämlich: «Timon of Athen», «Much Ado about Nothing», «All's Well that End's Well», «Measure for Measure», «Pericles, Prince of Tyre» nicht in die Sammlung aufgenommen worden sind und dadurch das Buch für Kinder nur noch geeigneter ist. Es ist zu wünschen, daß das Werk auch in Deutschland bekannt wird, es kann als Lektüre für jede Mädchenschule empfohlen werden und so vielleicht bewirken, daß Shakespeare in breiteren Kreisen nicht nur dem Namen nach bekannt ist.

Jena.

Helene Pigulla.

Die Sonette von William Shakespeare. Ins Deutsche übertragen von Alexander Neidhardt. Mit Titelzeichnung von Wilh. Müller-Schönefeld. 2. Aufl. Eugen Diederichs, Leipzig 1902.

Shakespeares Sonette. Übersetzt von Max J. Wolff. B. Behrs Verlag, Berlin 1903. XIX und 162 S.

«Der Übersetzer von Shakespeares Sonetten muß zu gleicher Zeit Übersetzer, Dichter und Erklärer sein. Nur wenn er diese drei Fähigkeiten in sich verbindet, kann er hoffen, eine Wiedergabe zu liefern, die nicht nur dem englischen Philologen an der Hand des Originals, sondern jedem Laien ohne Kommentar verständlich ist» (Wolff, S. IV). Übersetzer, Dichter und Erklärer — es ließe sich zwar allerlei gegen diese Trinität einwenden, aus Gründen der Bequemlichkeit sei hier (in umgekehrter Reihenfolge) einmal daran festgehalten.

Beide Übersetzer versäumen es nicht, der Nachdichtung der Sonette einen kurzen Kommentar vorzuschicken. Alexander Neidhardt leitet den

seinigen mit folgendem Satz ein: «Die Shakespeare'schen kleineren Dichtungen . . . waren lange Zeit und sind zum Teil noch immer Gegenstand verschiedener (!) und entschiedener Kontroverse sowohl bezüglich (!) des Inhaltes und Wertes, als auch, und dies gilt besonders von den Sonetten, bezüglich der Zeit ihrer Entstehung und ihrer Absicht.» Beide Übersetzer vertreten denn auch sehr verschiedene Standpunkte. Nach Neidhardt, der im wesentlichen auf Gervinus fußt, sind die ersten 126 Sonette an den Grafen Southampton, die letzten 28 an ein Weib gerichtet, «das jedenfalls der Neigung des Dichters nicht würdig gewesen zu sein scheint» (S. 7). Nach Wolff besteht «keine innere Notwendigkeit, uns an diese Teilung wie überhaupt die Anordnung der Gedichte von Thorpes Gnaden zu halten» (S. XII). Auch er gehört zu den Southamptonisten: «Alle zeitlichen und tatsächlichen Umstände sprechen durchaus zu seinen gunsten und gegen den einzigen ernstlichen Rivalen, den man ihm entgegengestellt hat, William Herbert Graf zu Pembroke» (S. XVI). Aber während Neidhardt die Auffassung, in den Sonetten ein Spiel der Phantasie zu sehen, für «gegenstandslose Faselei» erklärt, wie ihn überhaupt sein jähes Temperament leicht zu extremen Urteilen und Verurteilungen hinreißt, nimmt der besonnenere Wolff einen vermittelnden Standpunkt ein. Beide Übersetzer lassen sich übrigens auf eine ausführliche Erörterung der Streitfragen nicht ein: Neidhardt, weil er «eins teils nicht in der Lage, andernteils nicht gemüßigt zu selbständiger Quellenforschung über diesen Gegenstand» ist; Wolff, indem er auf sein Shakespeare-Buch verweist. Umso weniger liegt für mich eine Veranlassung vor, das heikle Problem hier aufzurollen. Ich bekenne mich durchaus zu der Meinung Friedrich Vischers (Shakespeare-Vorträge I, 146): «Ob nun Shakespeare Wahrheit bietet oder ob er nur eine dichterische Vorstellung gibt, das weiß man eben in Gottes Namen nicht. Und was man nicht wissen kann, damit muß man sich nicht plagen.» Freilich, die Forscher wollen von einem segensreichen Ignoramus meist nichts wissen; ihnen will es, wie Faust, «schieß das Herz verbrennen». Aber statt des kritischen Verstandes lassen sie dann die Phantasie üppig walten und bieten nicht mehr Literaturgeschichte, sondern einen historischen Roman.

So sehr mir auch im allgemeinen Wolffs Prinzip widerstreitet, den Dichter von dem Übersetzer zu trennen, so darf ihm doch zugestanden werden, daß man nur bei der Übersetzung das Original zum Vergleich heranzuziehen braucht, die als Dichtung billigen Ansprüchen genügt. In erster Linie kommt es bei metrischen Übertragungen darauf an, prosodisch tadellose Verse und einen einwandfreien deutschen Ausdruck zu gewinnen. Wo diese Forderung nicht erfüllt wird, da kann das Original völlig aus dem Spiel bleiben. Denn was nützt die wortgetreueste, von noch so redlichen Absichten geleitete Übersetzung, wenn sie unsrer eignen Sprache Gewalt antut?

Alexander Neidhardt scheint mit seinen Kritikern schlechte Erfahrungen gemacht zu haben, denn er gibt ihnen in der Einleitung gute Ratschläge, wodurch er sogleich Mißtrauen gegen die eigne Bildnerkraft weckt: «Das sollte jede Arbeit erwarten dürfen, daß kein Urteil, namentlich kein vergleichendes, gefällt werde ohne gründliche Prüfung derselben ihrem ganzen Umfang und jeder Richtung nach bis auf Herz und Nieren und zwar mit

alleiniger Rücksicht auf die Sache; denn da Bücher so gut ihre Schicksale haben wie Menschen, so ist unbegründete üble Nachrede dort ebensowenig zu rechtfertigen als hier». Wir wollen ihn also auf Herz und Nieren prüfen und unsre üble Nachrede begründen. *Tu l'as voulu, George Dandin!*

Schon die deutsche Prosa des Vorworts läßt ahnen, was wir von dem Poeten Neidhardt zu erwarten haben.

1. Sonett: «Doch du, beschränkt nur auf den eignen Strahl,(?)
Verzehrst in diesem aus dir selbst genährten
Dir selber feind dich, lassend so zumal
Den reichsten Überfluß zum Mangel werden.»
2. Sonett: «Wenn Jahre erst die Stirn einst runzeln dir»
5. Sonett: «Die Stunde, die geformt mit holder Hand
Die Schönheit, die ein jeder Blick bewacht»
— — — — —
«Doch nur den Schein, ihr Wesen nicht, verliert
Die Blum' und trotz dem Winter destilliert.»
6. Sonett: «Laß nicht den Winter deinen Sommer drum
Unfreund entblättern — gib im Auszug dich
Als einen Schatz, der Schönheit Heiligtum,
Eh' diese selber muß zerstören sich».

Man kann die Kunst, Partikeln, Pronomina, unbetonte Wörter als Reimträger zu verwenden, schwerlich überbieten. Neidhardt beruft sich allerdings auf Homer, den «guten alten» Homer, bei dem sich solche Füllwörter in Masse fänden, beweist aber damit nur, wie hoch er die eigne Poeterei einschätzt; und seine Bescheidenheit geht so weit, daß er wiederum die Kritiker zur Rede stellt, weil sie die Flickwörter im Verse bemängeln. Eigentlich sollte man hier schon abrechnen, aber Neidhardt könnte sich dann über seinen rasch mit dem Tadel fertigen Kritiker beklagen. *Fiat iustitia!*

7. Sonett: «Und wenn erklimmt es hat den Himmel hoch
Gleich kräft'ger Mannheit nun im Himmelsflug».
10. Sonett: «O Scham! gesteh' es nur — du kannst nicht lieben,
Da du so wenig sorgst für dich sogar».
13. Sonett: «Wer gibt solch schöne Wohnung dem Verfall,
Die Wirklichkeit doch hält in gutem Stand
Zum Schutz vor Winters Tos' und Sturmes Schwall
Und gegen Todes öde, kalte Hand?
Nur Leichtsinn tut's! du hattest einen Vater,
Und also nenn' auch drum ein Sohn dich spater!»

Leider wird es mit zunehmender Ziffer nicht besser.

58. Sonett: «Behüt es Gott, der dir mich gab zum Knechte,
Daß»

81. Sonett: «Entweder schreib' ich einst die Grabschrift dir,
Ja, oder siehst du modern mich im Staub».

135. Sonett: «Was Wünsche bloß! heil dir, die, was sie will,
Auch hat — so viel sie will, im Überfluß».

Und so fände man, wollte man mit der Wollust der Grausamkeit fortfahren, Sprachfehler, verrenkte Wortstellungen, gezwungene Reime im Überfluß. Nach einem würde man vergeblich ausschauen: nach fließenden deutschen Versen. Ich bin der letzte, der die ungeheuren Schwierigkeiten einer solchen Arbeit verkennt, aber sie berechtigen nicht zu einem Herbarium von Stilblüten. Neidhardt selbst erklärt, er habe die Shakespeare-Sonette nur als Vorstudie zu einer Byron-Übersetzung verdeutschte, «ohne jede Absicht auf Veröffentlichung». Was hat diese löbliche Absicht erschüttert? Der sonst schätzenswerte Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig hat sich der Arbeit angenommen, die es schon zu einer zweiten Auflage gebracht hat; doch das beweist nur das eine, daß Verfasser, Verleger und Käufer in gleichem Maße zu bedauern sind.

Wie eine künstlerische Tat wirkt daneben die Übersetzung von Max J. Wolff; aber auch ohne Neidhardts Nachbarschaft steht sie auf respektabler Höhe. Versbau und Reim sind durchweg mit anerkennenswerter Geschicklichkeit gehandhabt. Man hat nirgends die Empfindung, daß diesem Dolmetsch die Form des Sonetts eine Fessel war, obwohl sie ihn nicht gerade zu poetischem Schwung beflügelte. Während das Original hoch oben in den Lüften schwebt, erhebt sich die Übertragung doch beträchtlich über den Boden. Als Probe möge hier der Anfang des siebten Sonetts stehen:

«Sieh, wenn im Ost sein Haupt im Flammenkranz
der holde Tag erhebt, anbetend kehren
sich alle Blicke zu dem jungen Glanz,
des Lichtes heil'ge Majestät zu ehren.
Und steigt er dann, dem Jüngling zu vergleichen,
den steilen Pfad zur Mittagshöhe auf,
bewundern alle noch das holde Zeichen,
demütig folgend seinem goldnen Lauf.»

Es liegt keine Veranlassung vor, Wolffs Arbeit mit Bodenstedt und Gildemeister zu vergleichen. Er hat vor ihnen die größere Wörtlichkeit voraus. Mir sind nirgends gröbere Mißverständnisse bei ihm begegnet. Daß man sich manches anders wünschen möchte, versteht sich von selbst. Aber eine Übersetzung, der so viel Gutes und vor allem eine ehrliche Hingabe an das Original nachzurühmen ist, soll nicht durch kleinliche Bedenken in ihrem Werte geschmälert werden. Ich habe sie mit Vergnügen und Genuß gelesen und möchte ihr viele Leser wünschen. In einer zweiten Auflage wird sicher der falsche Dativ «mir armen» (132. Sonett) und der unschöne Gebrauch von «wie» nach dem Komparativ, von «als» nach voraufgehendem «so» gebessert werden.

Berlin.

Max Meyerfeld.